

VERONA BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Ein verhängnisvoller Ball. Von Paul Stein. (Schluß.) — Negligékleid aus weißem Batist nebst Beschreibung. — Monsieur Blauefrumpf. Von A. Frank. — Gedichte. Von A. Hain. — Ein Schlittschuhlauf bei Mondlicht. — Toilette und Mobilier meines Hauses. — Die Kartenlegerinnen. Originalzeichnung von Otto Erdmann. — Die Fürstin von Serbien. (Original-Portrait.) — Wirtschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Logogryph. — Auflösung des Logogryphs Seite 278. — Nachtigall, o Nachtigall. Gedicht von Fr. Bodenstedt, Musik von Jugeborg von Bronjart. — Correspondenz. — Nebst. — Inserate.

Ein verhängnisvoller Ball.

Von Paul Stein.
(Schluß.)

5.

Nun hatte Cornelia ihren Wunsch, nach H. zu kommen,

erreicht; aber der erfüllte Wunsch machte ihr keine rechte Freude, denn ihre Gedanken schweiften immer zu dem einsamen Gatten im grünen Thale und weiter zu dem Pfarrhause in Waldau, wo das schlante Mädchen mit den strahlenden blauen Augen bei seinen Kindern weilte. Er kam nur selten und immer nur auf wenige Stunden nach H. Die Stimmung war dann keine heitere: sie fühlte sich wie eine Schuldige ihm gegenüber und er sah sehr ernst aus. Doch meinte Cornelia, ihre Stellung behaupten zu müssen. Sie hätte oft auf und davon gehen mögen, zu ihm, um ihm zu sagen: „Ich liebe Dich ja — aber lasse mir meine Gewohnheiten, die mir unentbehrlich sind. Komme auch hierher, erfreue Dich an meinen Triumpfen, ich bin ja doch ganz Dein.“

Aber Salen kam immer seltener, und nie gelang es ihr, mit ihm über den Ball und die Eröffnung der gesellschaftlichen Zusammenkunft in ihrem Hause zu sprechen. Schon war der November herangekommen, der Ball vor der Thür, und die Balltoilette lag bereit. Es blieb nichts übrig, als ohne ihn zu disponieren. Kam er nicht, so war ja der Papa Professor da, der mit auf den Ball gehen konnte, und Tante Lotte ging ja jedenfalls auch mit. Der Brief Corneliens, den die Tante dieserhalb zu besorgen übernommen, blieb jedoch fast zwei Tage länger in ihrer Tasche, als beschlossen war. Natürlich wurde er mit Absicht zurückgehalten und Zerstretheit und Gedächtnisschwäche sollte als Grund dafür angegeben werden.

Cornelia erwartete eine Antwort und als keine kam, meinte Tante Lotte, Salen finde nicht Zeit mehr zum Schreiben, nun komme er sicher selbst.

Das war wahrscheinlich, doch Cornelia zweifelte daran.

Der Ballabend war bereits gekommen, aber kein Brief, und Salen selbst auch nicht eingetroffen. Schon stand die schöne Frau in vollem Ballstaat da, schon hielt der Wagen mit dem Papa Professor unten, als

der gelbe Pfliff die Ankunft des Zuges verkündete. Cornelia erbeute — nun kam er und —

„Wäre es nicht besser, wenn wir ihn nachkommen ließen?“ bemerkte Tante Lotte.

Cornelia schüttelte entschieden den mit Blumen und Brillanten geschmückten Kopf und blieb regungslos lauschend stehen.

Doch eine Minute um die andere verstrich — Salen erschien nicht. Raich warf sie jetzt den Plaid und Schleier über und stieg in den Wagen, wo der Professor von einer Schachpartie als Ersatz für das väterliche Opfer träumte.

Jsidor Tegethoff hatte schon in Ungebild geharrt und empfing die schöne Frau am Wagen. Die Polonaise war bereits vorüber — es

tönten die verlockenden Klänge eines Strauß'schen Walzers ihnen entgegen. Im Fluge ging es in den Saal — das schönste Paar des Balles flog die Reihen entlang, um bewundert und beneidet zu werden. Im Nu ward Frau Salen von den sämtlichen Corps der Burschenschaft zur Ballkönigin erklärt und der Sturz wollte nicht enden, um einen Tanz mit ihr, nur einen von ihr, nur eine Extratour zu erlangen.

In den Tanzpausen war Cornelia von den Verehrem dicht umringt oder sie ging, sich abkühlend, langsam an Tegethoff's Arm durch die Säle. Nach der großen Pause, während welcher Jsidor Tegethoff mit ihr an demselben Tische soupirte, regte sich die Tanzlust wieder. Sie sollte nun die Extratour, wie sie am Bache des grünen Thales widerwillig versprochen hatte, mit ihm tanzen — doch fühlte sie sich plötzlich unwohl. Tegethoff führte sie rasch, statt in die Reihe der Tanzenden, in eines der entlegenen Nebenzimmer, wo in tiefer Nische ein Divan stand. Hier konnte sie ruhen, sich erholen. Nur leise tönte die Musik aus dem Tanzsaal herüber. Er zog die Portiere zu und leitete die Erblasser zu dem Divan. Sie winkte ihm, zu gehen, doch schon kniete er neben ihr, hielt ihre Hand und flehte:

„Wie kann ich Sie jetzt verlassen?“ Er reichte ihr frisches Wasser — er war so besorgt um sie. Schon wurde ihr wieder besser — sie lächelte ihn dankbar an. Da küßte er, wie seiner nicht mehr mächtig, den weit entblößten Arm und stammelte glühend:

„Ich liebe Sie, liebe Sie zum Rasendwerden!“

Sie legte die Hand auf den keden Mund und gebot ihm Schweigen.

Aber nun schwieg er nicht mehr. Längst schon stand seine Geduld auf harter Probe; er wollte den günstigen Augenblick nützen, und er bedeckte die kleine Hand, die seinen Mund zu schließen sich versangen, mit unzähligen Küßen — er streifte ihr entzückt den Handschuh ab.



Negligékleid aus weißem Batist. (Beschreibung auf Seite 292.)

„Welche Leidenschaft! Gehen Sie, lassen Sie mich!“ stammelte sie verwirrt.

„Du liebst mich ja doch — laß uns die Günst des Augenblicks genießen, nur der Augenblick gehört den Sterblichen!“ Er umfing sie — er wollte sie küssen, sie fest an sich pressen — sie stieß ihn zurück. Da bewegte sich plötzlich die Portiäre. Ward nicht ein unterdrückter Laut hörbar? Sie sprang auf in wahrer Todesangst. Wenn man sie belauscht hätte und — wenn es Salen gewesen wäre! Es graute ihr mit einem Male namenlos vor dem festen Ruffen. Berechtigte ihn denn ihr Benehmen zu dieser Scene? O fort, fort aus seiner gefährlichen Nähe.

Sie eilte dem Ausgang zu — er wollte sie halten; sie sah ihn unwillig, verächtlich an und sagte:

„Ich gab Ihnen kein Recht zu dieser Kühnheit; ich liebe Sie nicht, Herr Tegethoff. Sie nannten sich meinen Freund — kein Wort von Liebe mehr, ich befehle es Ihnen!“

Sie schlug rasch die Portiäre zurück; er folgte ihr und schwur bei sich, sie dennoch zu besiegen oder sich grausam an der Sprossen zu rächen.

Aber wie geschah ihr? Gleichsam versteinert stand sie an der Schwelle des Saales. Er eilte schnell an ihre Seite und folgte ihrem Auge, das nach der hohen Gestalt eines Mannes starrte, welche an der Saalthür stand und von einigen Herren begrüßt wurde.

War es denn möglich — Salen — er selbst? „Fassen Sie sich, der Vär wird Sie nicht beißen,“ raunte Tegethoff der erstarrten Cornelia zu und bot ihr den Arm, sie dem Gemahl zuzuführen.

Sie nahm seinen Arm nicht, aber sie mußte dulden, daß er an ihrer Seite Salen entgegenschritt. Dieser schien sie erst zu bemerken, als sie dicht vor ihm stand. Sidor Tegethoff verbogte sich und ging in den Saal, um Tante Lotte die unbequeme Ueberraschung zu verüben.

Salen begrüßte Cornelia höflich, gezwungen freundlich — es richteten sich ja so viele Augen auf sie. Die Extratour war eben zu Ende. Er bot seiner Frau den Arm, sie in den Saal zu führen und entschuldigte sein spätes Eintreffen mit dem wahrscheinlich liegen gebliebenen Brief, den er erst heute gegen Abend erhalten, so daß es ihm kaum noch möglich geworden, eine andere Bahnlinie zu benutzen.

Sie stotterte, daß sie schon vor vier Tagen den Brief abgeschickt habe. Die Tante kam herzu. Salen mußte zu der fernern Station geflogen sein oder ein paar Pferde todt geritten haben. Allerdings das Pferd, das er ritt, um den Nachtzug einer andern Linie zu erreichen, fiel zusammen, als er mit Lebensgefahr in den schon abfahrenden Zug sprang und dann erst wieder zu einiger Besinnung kam. Allmählig wurde es ein wenig ruhiger in ihm. Er hoffte, Cornelia zu Hause zu finden. Sie war doch wol nicht ohne ihn auf den Ball gegangen und der Brief nur zufällig liegen geblieben. Ungebuld, Sorge, Angst quälten ihn maßlos, und auch Eifersucht regte sich — Zweifel an ihrer Liebe. Stärker, heftiger traten diese Schredgespenster auf, die zuweilen ihn heimlich angegrinst hatten.

Hätte er sie zu Hause gefunden, die Freude darüber würde vielleicht das Vorausgegangene und manches Andere ihn haben wieder vergessen lassen, aber sie war fort — ohne ihn fort zum Tanze; das war fast mehr, als er glaubte, ertragen zu können. Es kostete ihn eine ungeheure Anstrengung und Selbstüberwindung, um die nöthige Toilette zu machen und den Weg nach dem Ballaal zu nehmen.

Die ihm entgegenkommende Polka verkündete, daß sie jetzt tanze — rase. Er wollte es nicht sehen und schritt, nach Ruhe ringend, durch die leeren Zimmer. So kam er bis an die zugezogene Portiäre. Da vernahm er heiseres Flüstern hinter derselben. Die erwachte Eifersucht ließ ihn hineinspähen und er sah — sein Weib, von Sidor Tegethoff's Armen gehalten. Er taumelte zurück — dann wollte er hineinstürzen, wollte — halt, was wollte er? sein Weib und seine Ehre blossstellen vor dieser Gesellschaft, vor der Welt? Nimmermehr! Hier galt es Ruhe, kalte Ueberlegung. Den Ball mußte Cornelia bis zu Ende durchmachen — dann eine Angel ihm oder dem Studenten. Doch, gab das nicht denselben Skandal? Was machte der Tod des Einen oder Andern gut? Nichts, nichts! Was war daran noch gut zu machen, als nur die Schmach zu bergen, die äußere Ehre zu retten? Das mußte er ruhiger überlegen — ihretwegen, sein Leben war geknndt für allezeit.

Leute kamen. Er mußte sich aufraffen. Er trat an den Eingang des Ballaal's. Die Extratour ging zu Ende. Jetzt kam sie, die Falsche, die Ungetreue. Nun galt es, die Welt zu täuschen, ihre und seine Ehre zu wahren. Er führte sie in den Saal. Wie zuckte sein Arm, als ihre Hand ihn berührte. Sie wagte nicht, zu ihm aufzusehen, leise bebte es von ihren Lippen:

„Daß uns heimgehen, Hermann!“
„Das ist Dein Ernst nicht, Ballkönigin!“ entgegnete er mit schmerzlichem Hohn. Eben nahte ihr Tänzer für die nächste Tour; er trat, sich verbiegend, zurück.

Tante Lotte wollte jetzt freundlich mit ihm thun, liebevolle Erkundigungen über den unverschuldete verspäteten Brief und seine Reize einzuziehen, doch er warf ihr einen verächtlichen Blick zu, ließ sie stehen und suchte den Professor am Schachbrett auf. Dort blieb er so lange, bis sein Schwiegervater jubelte:

„Matt, matt gesetzt!“ und ihm jetzt eine Partie anbot. Das ging über seine Kräfte. Er dankte, murmelte, daß er nach Cornelia sehen müsse und begab sich in dem Saal.

Der Cotillon hatte begonnen und Tante Lotte wie gewöhnlich sich bei dem bedeutamen Tanze hinter Cornelia gestellt, um die galanten Spenden in Empfang zu nehmen. Das war stets ihre höchste Freude bei den Bällen gewesen, und Salen's Antunst sollte sie darin nicht stören. Wenn er der vernünftige Mann war, für den sie ihn früher gehalten, konnten die Triumphe seiner Frau ihn nur erfreuen. Leider aber schien er sich jetzt als ein Anderer entpuppen zu wollen.

Cornelia hatte den Cotillon Sidor Tegethoff zugesagt. Welche Qual, mit ihm zu tanzen, unter den Augen ihres Mannes, nach der Scene im Cabinet. Es war ihr fast gewiß, daß Salen sie belauscht habe, daß er es gewesen sei, der die Portiäre bewegte; auch schuldig mußte er sie finden, und war sie es denn nicht? So nicht, wie er es annahm, annehmen mußte, aber doch schuldig, recht schuldig — nicht heute

allein — schuldig seit sie mit ihm in das grüne Thal eingezogen — schuldig in Gedanken, Thun und Lassen. Was sie in den paar Stunden litt, seit sie ihn so bleich und so gebrochen an dem Pfeiler des Säulenganges lehnen sah und was sich ihr dabei Alles plötzlich aufdrängte, wenn er es klar erschaut — es hätte ihn vielleicht mit ihr verhöhnt; doch er sah nur die gefeierte Königin des Balles in ihr, sah nur die bacchantische Zerrüttung ihrer Toilette, sah die Leichtsinrige, die sich von fremden Männerarmen umfassen ließ, welche die heiligen Empfindungen der Liebe und Treue in eitlem Spiel, in nichtswürdigem Getändel verhöhnte. Das Herz drohte ihm stille zu stehen — er liebte sie ja, die Ungetreue, die Falsche. Auch jetzt war er fest entschlossen, sie zu schützen, zu schonen und nur an ihr künftiges Wohl zu denken. Doch darüber konnte er erst später, wenn er seiner wieder ganz mächtig geworden, entscheiden. Heute und in der nächsten Zeit galt es nur, die äußere Ehre zu retten, dann das gestörte Verhältniß möglichst kühl und ruhig zu tragen, bis es ohne Aufsehen gelöst werden konnte.

Cornelia überkam mehr und mehr das Gefühl, sie tanze auf dem Balke sich zu Tode — wenn er vorüber, werde sie in Salen's Armen sterben. Es schmerzte sie Alles: das Herz, der Kopf, jedes Glied that ihr weh, aber sie tanzte fort, ohne Aufhören, bis die letzte Tour des Cotillons zu Ende war.

Tante Lotte stand glückstrahlend hinter ihr; sie hatte Mühe, die Bouquets, die Drangen, die Schleifen und Fächchen in Sicherheit zu bringen. Eine gefällige Freundin half ihr, die galanten Spenden in den Wagen tragen. Das mußte doch Salen imponiren und mit dem Ball verfühnen.

Sie sah sich, wie sie den Wagen mit den Blumen fast gefüllt hatte, nach ihm um; da nahm ihr Bruder sie unter dem Arm, schob sie den Blumen nach, setzte sich zu ihr und sagte trocken:

„Du fährst mit mir heim; Salen will es so.“
„Und Cornelia?“
„Die wird er nach Hause bringen, ganz in der Ordnung.“
Tante Lotte brummte etwas Unverständliches und seufzte wiederholt schwer auf.

6.

Auf der Nachhausefahrt wechselten Salen und Cornelia kein Wort.

Sie glaubte, das Ende ihres Lebens sei gekommen. Sie wünschte es fast — sie fürchtete sich unaussprechlich vor ihm. Fest hüllte sie sich in den Plaid, zog die Capuze mit dem Schleier über den Kopf und drückte sich in die Wagendecke. . . sie bangte selbst vor einer Berührung mit ihm, und doch hätte sie ihn umfassen und ansehen mögen, ihr zu vergeben.

Er hob sie aus dem Wagen — sie hing schwer an seinem Arm, ihre Kniee wankten — er ließ sie los, um noch Einiges wegen der morgigen Abreise dem Kutscher zu sagen. Sie war kaum fähig, ohne Stütze die Treppe hinauf zu gehen. Oben angelangt, sagte er ihr „gute Nacht!“ und daß er bis zum Morgen arbeiten wolle — sie mochte ruhen und bereit sein, ihm ins Thal zu folgen. Sie war keiner Antwort fähig, auch keines weiteren Gedankens mehr, schwankte in ihr Zimmer und gab der Dienerin einen Wink, zu gehen. Nach einem paar Minuten höchster Seelen- und Körperqual sank sie halb benutzlos in convulsivischen Zuckungen zu Boden. Ihr lautes Stöhnen rief nach einer Weile die Dienerin wieder herbei, die sofort hilfernd hinansetzte und, an Salen's Thüre pochend, kreischte:

„Die gnädige Frau stirbt!“
„Cornelia stirbt!“ Hatte er recht gehört? Sie stirbt! Zu diesem Schredenswort ging alles Andere unter. Schon war er bei ihr — er hob sie empor und trug sie unter den zärtlichsten Namen auf ihr Lager. Offenbar erkannte sie ihn nicht. . . glanzlos starrte ihr Auge ihn an und immer schmerzhafter verzerrten sich ihre Züge — krampfhafter durchzuckte es ihren Körper.

Der Arzt kam. Er bat Salen, sich zu entfernen. Er wollte den Verweifelnden in der drohenden Gefahr nicht in nächster Nähe haben. Zögernd, erst auf wiederholte ernsthafte Mahnung, begab Salen sich in das anstoßende Zimmer. Es waren Stunden namenloser Qual. Erst als die Sonne schon hoch am Himmel stand, gab ihm der Arzt den Trost, daß einige Hoffnung sei, sie dem Leben zu erhalten. Salen, obwohl ihm keine Schuld beizumessen, machte doch an dem Lager der Todtkranken, die kaum noch athmete, das Auge nicht aufzuschlagen vermochte, sich bittere Vorwürfe, Vorwürfe, daß er sie nicht richtig behandelt habe, daß er ihrem früheren Leben zu wenig Zugeständnisse gemacht und damit ihren Troß herausgefördert und ihre Liebe verzerzt.

Die Scene in dem entlegenen Cabinet während des Balles trat vor der Todesangst um Cornelia zurück. Wochenlang hielt der bedrohliche Zustand an. In H. sagte man die schöne junge Frau, die übermäßig viel auf dem letzten Ballo getanzt, bereits todt.

Als die Kranke soweit genesen war, daß sie das Auge wieder öffnen konnte, ertrug sie Salen's Anblick nicht; es stellten sich immer wieder bedenkliche Symptome ein. Der Arzt meinte darum entschieden, daß Salen wieder seinen ständigen Aufenthalt in der Fabrik nehmen und nicht früher wieder nach H. kommen solle, bis die Kranke mehr Lebenskraft gewonnen habe.

Mit Cornelia's Besserbefinden trat auch der verhängnißvolle Ball mit seinen Ereignissen und unabwendbaren Folgen wieder scharfer in den Vordergrund. Doch nur sehr, sehr langsam genas die Kranke, Monate vergingen darüber und der Arzt erklärte, sie müsse in ein milderer Klima gebracht werden.

Cornelia schwieg zu allen Verordnungen des Arztes; sie befolgte sie, doch schien sie wenig Glauben an die vollkommene Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu haben. Daß auch ihre Seele ein Weh bedrückte, war dem Doctor klar, doch darüber schwieg die Kranke hartnäckig und wollte Tante Lotte nicht mehr um sich dulden, sobald diese den wunden Fleck berührte, und überhaupt von der Außenwelt nichts hören und sehen. Sidor Tegethoff's Name durfte nicht mehr genannt werden, von seinen Nachfragen, seinen Aufmerksamkeiten keine Rede mehr sein, wollte man nicht einen Rückfall befürchten. Tante Lotte begriff das gar nicht und sehr leid that es ihr, als Tegethoff seine Abschiedskarte sandte.

Sie wagte nicht, Cornelia davon zu sprechen; sie sollte ja jetzt auch in die Ferne, natürlich in ihrer Begleitung — vielleicht begegnete sie da noch einmal dem interessanten Steppenjöh. Nach Corneliens Rückkehr aus dem Süden wollte ihr Salen den Vorschlag einer gerichtlichen Scheidung machen — einer von beiden Seiten beschlossenen Trennung. Sie sollte ihre volle Freiheit wieder haben und ihre pecuniäre Lage gesichert werden. Er selbst wollte, sobald dieser schmerzliche Act vorüber, das Weltmeer zwischen sich und sie legen. Er glaubte damit allein dem Leben noch einiges Interesse abgewinnen zu können.

Schwere Regenwolken hingen am Märzihimmel; sie schienen bestimmt, die letzten Schneespuren wegzuschwemmen. Tante Lotte packte zur Reise nach Nizza. Cornelia sollte die nächste Woche in ihrer Begleitung dahin abreisen. Sie war wieder ziemlich wohl. . . die frühere Schönheit kehrte allmählig zurück — ja, sie erschien Vielen noch interessanter durch die jetzt über ihre Züge ausgebreitete Schwermuth. Doch Tante Lotte fand das durchaus nicht anheimelnd, denn Cornelia sah nicht nur interessant schwermüthig aus, sie war es auch in der That. Sie sprach nur wenig und der sonst so liebenswürdige Eigensinn war in völlige Willenlosigkeit umgeschlagen. In Nizza mußte Vieles besser werden — Luftveränderung, andere Menschen — und es machte sich wol Alles wieder gut. Cornelia kehrte hoffentlich als die frühere Schönheit nach H. zurück.

Salen kam, Abschied von ihr zu nehmen. Er that es ungern, weil er befürchtete, es könne sie aufregen; aber das Opfer mußte der öffentlichen Meinung gebracht und Sorge getragen werden, ihre spätere Stellung in der Welt so gut wie möglich zu sichern. Obgleich er nie über die Ballnacht mit ihr gesprochen, es überhaupt vermieden hatte, allein mit ihr zusammen zu sein, war es ihm doch gewiß, daß sie nicht im Zweifel darüber sei, er habe sie mit Sidor Tegethoff belauscht. Der Ruffe war fort, vielleicht ihr voran nach Nizza geeilt. Wenn sie diesen wirklich liebte, dann mußte ihr ja Salen's Vorschlag der gesetzlichen Trennung willkommen sein. Doch dieser junge Mann bot wenig Garantie für ihr Glück. . . er hätte sie gern gewarnt, allein er wagte nicht, den zarten Punkt zu berühren — sie sah noch so leidend aus, ihr Anblick bewegte ihn tief. Sie aber sollte das nicht einmal ahnen; sein Weh sollte in ihre Zukunft keinen Schatten werfen. Mit mühsam errungener Fassung trat er bei ihr zum Lebewohl ein.

Sie bestand darauf, seine Kinder zu sehen, ehe sie reise, und sagte ihm, daß sie bereits an Johanna geschrieben, in das Thal mit ihnen zu kommen. . . sie wolle auch von dort noch Abschied nehmen.

„Das wird Dich zu sehr angreifen,“ widersprach er. Was sollte sie im Thale und bei den Kindern, die sie so wenig liebte?
„Du gehst heute — ich komme morgen nach,“ gab sie entschieden zur Antwort. „Noch ist Dein Haus aus das meine, Salen, Du darfst mich nicht von seiner Thüre weisen und wirst es nicht thun, auch wenn ich es verdient hätte.“

„Cornelia, rege Dich nicht unnöthig auf — ich will Dein Bestes, glaube mir.“

„Im Thale sage ich Dir Lebewohl — hier nicht.“
„Wie Du willst, doch —“
„Wende nichts ein, es ist unsonst, und ist die letzte Bitte Deines Weibes.“

Sie verließ ihn rasch nach diesen Worten und eine Handbewegung deutete ihm an, ihr nicht zu folgen.

Er reiste mit widerstrebenden Gefühlen und Gedanken in das Thal zurück.

Am andern Morgen kam Johanna frühzeitig mit den Kindern. Es hatte sie nicht bekümmert, daß Cornelia Salen's Kinder vor der großen Reise noch einmal sehen wollte. Ahnte sie auch, daß sich in Salen's Haus in der Stadt noch außer der Krankheit Cornelia's Schweres ereignet haben müsse, so hatte sie doch dafür keinerlei nähere Vermuthungen. Sie sah nur, daß Herr Salen sehr gedrückt war, sein früheres kräftiges und frisches Wesen einen Abbruch erlitten hatte. Die Anderen bemerkten das weniger, außer Werner, der es tragisch auffaßte; er wurde fast ebenso schwermüthig wie sein Principal. Johanna wies ihn darob zurecht, er ist und einbringlich, und seitdem wurde es wieder anders mit ihm.

Sie fand Salen heute düster und dabei auffallend unruhig; ihr wurde bekümmert — sie wünschte, der Abschied wäre vorüber. Als die so bleich gewordene Frau am Hause vorfuhr, fühlte Johanna tiefes Mitleid mit ihr, und wie sie ausstiegt und die Kinder zärtlich wie nie an sich drückte und küßte und Thränen ihr dabei in das Auge traten, wurde ihr die Frau, die ihr so wenig sympathisch gewesen, plötzlich lieb, und sie sagte in warmem Tone:

„Wie schade, daß Sie nach Nizza gehen, nicht hier bei uns bleiben!“

Cornelia richtete ihre großen Augen forschend auf das Mädchen, das, wie sie fest überzeugt war, von Salen geliebt wurde. War sie so rein, so naiv, daß sie das nicht wußte? Nein — dieses klare Angesicht, diese offene Stirn barg keine Hintergedanken, und Salen war ein zu pflichttreuer Mann, um dieses arme Kind zu einem verbotnen Verhältniß zu verleiten. Sie mußte erst ganz losgelöst von ihm sein.

Darum war sie ja auch hierhergekommen. Ehe sie ihn verließ, wollte sie ihm sagen, daß sie für immer scheidet, er moralisch frei sei und sich nun auch gesetzlich frei machen solle, um das Wesen, das ihn mehr verstehe, das er höher stelle, als sie und das mehr von ihm geliebt werde, für immer in sein Haus zu führen. Sie hielt es für ihre Aufgabe, sein Glück fördern zu helfen und dadurch die Schuld zu sühnen, die sie begangen. Angesichts des Todes, während der langen Leidenszeit hatte sich ihrem Innern viel erschlossen: die Wichtigkeit ihres seitherigen Lebens, dieses eitle Spiel — sie erkannte mehr und mehr, was ihr darunter verloren gegangen. Dieser durchdrang ihre Seele das Bewußtsein ihrer Liebe für ihn, und wieviel sie an seinem Gefühl verlohren, wie sie ihn gekränkt, beleidigt, seine Ehre selbst auf's Spiel gesetzt und mit der ihren leichtsinnig getändelt habe. Sie verlor ihn damit — der Verlust sagte ihr deutlich, daß ihr ganzes Glück dadurch zerstört sei, daß nichts in der Welt sie mehr erfreuen könne.

Doch er sollte nicht unglücklich durch sie werden, nicht einsam bleiben. Johanna, die zärtliche Wächterin seiner Kinder, Johanna, das reine selbstlose Geschöpf, sie war seiner werth; sie wollte ihre Hände in einander legen und sie segnend von ihnen scheiden.

Nun war sie hier, um dies zu vollbringen, doch sie verzweifelte an der nöthigen Kraft.

Zitternd bat sie um Ruhe, vollständige Ruhe bis morgen. Salen geleitete sie bis zu ihrem Zimmer. Sie weinte bitterlich — die eigenjünnige kleine Frau war recht schwach geworden, sie hätte Salen's Kniee umfassen und flehen mögen:

„Liebe mich wieder, o liebe mich, mich allein!“

Doch sie hatte statt dessen ihren Entfugungsmuth aufzurufen. Sie trocknete die herben Thränen. Morgen wollte sie stark, recht stark sein. Ihn glücklich zu machen durch ihre Entfugung, darin lag allein ja Sühne und eine hohe Befriedigung.

Was dann aber mit ihr? Auch dafür hatte sie schon die besten Vorläufe gefaßt: ihr früheres eitles Leben lag verblaßt hinter ihr. Sie wollte ein neues, besseres beginnen; am liebsten wäre sie gestorben.

Die Jugend ist so oft todessehnsüchtig, vielleicht weil sie das instinctive Gefühl in sich trägt, daß der Tod noch kein Unrecht auf sie habe. Sie trat an das Fenster, das den Blick nach der Epheulaube gestattete.

Der Mond zog eben über den Berg, warf sein volles Licht in das Thal und schaute auch mit seinem hellen Auge in die dunkle Epheulaube, die der Winter nicht entblättert hatte.

Sie war dort oft recht glücklich gewesen, aber sie hatte ihr großes, schönes Glück nicht begriffen, und darum auch nicht genug gewürdigt. Was nützte die zu späte Erkenntniß? Und doch war es kaum ein Jahr, daß sie mit Salen Berggipfeln am Dache gesucht, daß sie unter seinem ersten Liebestusse erbebt, dort in der Laube.

Und wieder sah sie hinaus, da — eine schlanke Gestalt trat eben rasch aus dem dunklen Epheu hervor, fast wie auf halber Flucht; es war Johanna, sie war deutlich zu erkennen. Jetzt blieb sie stehen, sie wandte sich zurück nach einem Manne, der im Schatten der Laube stand, und dessen Arme umschlangen sie, während ihr Haupt an seine Brust sank.

„Salen!“ hauchte Cornelia und schwindelte.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis sie sich von dem betäubenden Schreck erholten und wieder aufraffen konnte. Das also waren die Reinen, die sich nicht scheuten, unter ihren Augen ein zärtliches Stelldichlein bei Mondenschein zu halten.

Sie kosteten in der Laube dort, in der er ihr ewige Liebe und Treue gelobt, und sie, sie klagte sich als die allein Schuldige an, wollte großmüthig entsagen, sie glücklich machen!

Ihre Schuld war gesühnt. Es bedurfte keiner weiteren Sühne; sie waren ja einig, waren es längst schon und freuten sich des Glückes, während sie mit dem Tode rang.

Daß sie nimmer hierher gekommen wäre! Fort, fort, nur fort von hier wollte sie, heute Nacht noch — der Morgen sollte sie nicht mehr unter dem Dache finden, das sich auch über ihn und ihr, der „schneeweißen“ Taube, wölbte.

Sie fuhr empor. Sie wollte dem Diener schellen, den Wagen befehlen zum ersten Zug morgen früh. Da kam ein flüchtiger Fuß die Treppe herauf und eilte nach dem Kinderzimmer. Es war Johanna. Gleich darauf vernahm sie Salen's bekannten, festen Tritt im Balkonzimmer. Er erwartete sie wol dort, wenn sie nach den Kindern gesehen. Nein, das ertrug sie nicht länger. Rasch entschlossen, öffnete sie die Thür.

Salen stand auf dem Balkon und sah in die Mondnacht hinaus. Erstaunt trat er ihr entgegen und fragte, was sie wünsche.

Seine Stimme vibrirte gewaltig, doch seine Haltung war ruhig, das Dämmerlicht im Zimmer verhüllte sein bleiches, zuckendes Gesicht.

„Ich wünsche — ich will noch diese Nacht fort,“ bebte es von ihren Lippen.

Er schwieg betroffen; was konnte sie dazu veranlassen?

Sie fuhr gehobener fort:

„Ich kam hierher, um Dir zu sagen, daß — daß ich bereit sei, Deinem Glück jedes Opfer zu bringen, daß ich meine Schuld, die kleiner ist, als Du wol annimmst, zu sühnen, allein, einsam und unglücklich sein wolle, Du aber glücklich werden solltest. Ja, Vergebung flehend, wollte ich Deine Kniee umfassen und zu Dir sprechen: Sei glücklich mit ihr, die Deiner Liebe würdiger ist, als ich.“

„Mit ihr! Mit wem, Cornelia?“

„Mit ihr, mit Johanna!“

„Johanna!“

„Ja, Johanna, die ich für die reine weiße Taube, für einen Engel hielt, halten wollte, weil Du sie liebst. Ich täuschte mich, sie ist schuldiger, als ich — und Du, Du bist es noch mehr. Ich habe Dich gekränkt, beleidigt, ich war ein eitles, selbstsüchtiges, irregeleitetes Geschöpf, das trotz Allem doch nur Dich geliebt, Du aber, Du hast mich verathen!“

„Cornelia, wach! Johanna ist —“

„D schweige, häufe nicht zum Verrath noch die Lüge! Dort in der Laube, in der Du mir Liebe und Treue gelobt, sah ich Dich eben mit ihr, der Falschen, der Heuchlerin.“

„Halt ein, schmähe sie nicht, die rein und gut ist wie Wenige.“

„Die Reine lag in Deinen, meines Mannes Armen; ich stand am Fenster, der Mond schien hell, ich sah deutlich — ach, jetzt erst glaubte ich es, daß ich Dein Herz verloren!“

Sie wollte, er stützte sie und sagte, ein Verthum täusche sie, er achte und verehere Johanna, doch lieben, lieben könne er kein Weib mehr.

„Und der Mann in der Laube, der Johanna umfieng?“

„Ist Werner, seit heute ihr Verlobter, wie er mir vor wenigen Minuten ganz glücklich anvertraute.“

„Werner — Johanna's Verlobter! O, mein Gott, und Du, Du liebst sie nicht?“

„Ich habe nur Dich geliebt, Cornelia.“

„Und liebst mich nun nicht mehr?“ sprach sie trostlos und glitt an ihm nieder, umfaßte seine Kniee und weinte:

„Vergib, o vergib — unten war ich Dir nicht, nur meine Eitelkeit war betroffen, nicht mein Herz, nicht meine Sinne. Mir graute vor dem Denken, ja, wie er mir von Liebe sprach, so heiß, so begehrt, stößte er mir Abſcheu ein, ich dachte an Dich, und — o, wie litt ich in jenen Stunden, wie leide ich noch. Ich bin namenlos unglücklich, ich weiß, ich habe Dich verloren, furchtbar bestraft sind meine eiteln Spielereien. Laß es genug damit sein, gib mir nur den einen Trost, daß Du verzeihst, daß Du mich nicht mehr verachtest.“

Er zog sie empor, das Herz drohte ihm zu zerpringen vor mächtiger Freude, aber noch hielt er an sich.

„Cornelia, werde ruhiger, ich zürne Dir nicht; seit jener Stunde denke ich daran, wie am besten für Dich die Zukunft zu gestalten sei. Du erhältst Deine Freiheit zurück und kannst künftig leben, wo und wie es Dir gefällt.“

„Ich will zu einer Schwester meiner verstorbenen Mutter gehen,“ sprach sie leise, „nicht mit Tante Lotte nach Nizza; mich heilt nicht der Süden, soweit ich noch genesen kann, geschieht es nur in einem zurückgezogenen Leben.“

„Du willst also wirklich für immer mich verlassen — kannst Du das, Cornelia?“ fragte er langsam und mit bedeckter Stimme.

Sie sah ihn groß, fragend an, dann umfaßte sie ihn und schluchzte:

„Nein, nein, Du läßt mich nicht, Du liebst mich ja noch, Du vergibst, Du nimmst mich in Deine schützenden Arme, Du leitest mich in ein neues, besseres Leben!“

„Wenn mein Herz, meine Liebe Dir genügt und dieses stille Thal.“

„O, ummaure mich darin; ich will es nimmer verlassen — aber habe mich wieder lieb!“

„Immer, ewig, Cornelia, mein Weib, mein liebes, liebes Weib!“

„Ewig Dein, nur Dein, fort mit all den Anderen. Jetzt, jetzt lebe ich erst!“

Die Reise nach Nizza unterblieb.

Salen's bleich gewordene Frau blühte frisch auf mit der Blume des grünen Thals, unter dem stärkenden Hauch des Frühlings und der Liebe, den Cornelia jetzt mit wahrer Herzenswonne einjog. Die Ballkatastrophe hatte das eitle Kind von den schlimmen Nachwirkungen einer schwachen, unverständigen Erziehung losgerissen und ihm deutlich vorgeführt, an welchen Abgrund, selbst in den einfachen Verhältnissen des alltäglichen Lebens, die Gefallsucht führen könne. Salen verkaufte sein Haus in S. und vergrößerte und verschönerte sein Anwesen im grünen Thale. Auch für den Direktor der Fabrik, Herrn Werner, wurde ein nettes Haus gebaut, in das die blonde Pfarrerstochter als glückliche Frau einzog.

Monsieur Blaustrumpf.

Du allen Zeiten hat es Männer und Frauen gegeben, die mit lächerlichen Bestrebungen auf den Gebieten der Dichtkunst und Wissenschaft den verdienten Spott herausforderten; daß man aber in unserer gegenwärtigen Literatur vorzugsweise die schriftstellernden Frauen unter dem Allgemeinbegriff und Sammelnamen „Blaustrumpf“ verpöthet und lächerlich macht, ist eine Ungerechtigkeit, die eine Beleuchtung erheischt.

Zunächst muß festgestellt werden, daß so mancher schriftstellernde Mann ein Territorium für sich allein in Anspruch nimmt, auf dem weder das männliche noch das weibliche Element, sondern das geschlechtslose: das Genie und Talent herrschen dürften.

Die Frau ist ebenso berechtigt, den göttlichen Prometheusfunken in sich zur hellen Flamme anzufachen, wie der Mann. Wer wollte das bestreiten?

Bestreiten, gewiß nicht, aber erliden durch die spöttische Bezeichnung „Blaustrumpf“.

Daß dadurch viele Regungen gelähmt werden, dadurch mancher edler Keim, mancher hoffnungsreiche Trieb erdödet wird, das ist den Spöttern gleichgiltig. Eine Concurrenz um die Palme unsterblichen Ruhmes weniger, denkt der Eine, und spöttelt: „phrasentrunkene Blaustrumpfelei“. „Eine Frau!“ hohnlacht der Andere, und läßt das Manuscript in den Papierkorb wandern, das vielleicht viele gute Gedanken barg. „Blaustrumpf“ ist die Parole, welche ausgegeben wird, um ungeprüft vernichten und das Urtheil sprechen zu können, das die Menge, den Bestrebungen hervorragender Frauen gegenüber, mit einem blöden Lächeln gedankenlos nachbetet. Entspricht es aber der Ritterlichkeit und dem Geiste der Helden von der Feder, einen so ungleichen Kampf aufzunehmen? — Gewiß nicht!

Und doch thun es leider so Viele unter ihnen, mit wenig Witz und viel Behagen, und es liegt darin wahrhaftig mehr Blaustrumpfelei, als sie ahnen.

Unter „Blaustrumpf“ versteht man heutzutage im Allgemeinen eine verschrobene Dame, welche auf gespanntem Fuße mit den Anforderungen der modernen Welt lebt, in nachlässiger Toilette einhergeht, sich über alle weltliche Eitelkeit und Gefallsucht erhaben dünkt, jede hauswirthschaftliche Frage ignorirt, jede zärtliche Regung gegen ihre natürlichen Feinde, die Männer, aus ihrem Herzen verbannt, kurz ihre sentimental himmeln oder titanenhaft utopistischen Gefühle mit dem realen Leben nicht in Einklang zu bringen weiß, und endlich — Bücher schreibt.

Sind denn unsere Schriftstellerinnen wirklich so absurd? Die Roman- und Novellendichterin, die es versteht, ihre Heldinnen gut und geschmackvoll zu kleiden, die ihre Helden auf die schwellendsten Divans placirt und mit dem ganzen Raffinement der Zeit und der ganzen Gewandtheit eines geschickten Decorateurs ein kostbares Boudoir oder ein elegantes Speisezimmer für unsere Phantasie einrichtet, wird wol auch selber wissen, Toilette zu machen. Es liegt in der tiefinnersten Natur der Frau zu viel Eitelkeit, eine zu entschieden ausgesprochene Gefallsucht, als daß sie diese typischen Charakterzüge bei dem entwickelten Verstandniß, welches sie als Schriftstellerin dem Schönen entgegenbringt, gerade für ihre eigene Person verleugnen sollte. Ich bin überzeugt, daß wenn dieselbe jung und hübsch, sie über die neuesten Modenberichte stets au fait ist, die Vorzüge einer eleganten Chausfure ganz richtig würdigt und die Lichteffekte einer rosa oder blauen Farbe sehr wohl zu berechnen weiß. Ist sie älter oder einfacher gesinnt, so wird sie wol zumeist durch eine in der Farbenzusammenstellung richtige und harmonische Kleidung ihren guten und ästhetisch gebildeten Geschmack bekunden. Nach

dieser Seite hat die Bezeichnung „Blaustrumpf“ ihre Bedeutung also völlig eingebüßt.

Fassen wir nun die moderne Schriftstellerin als Hausfrau und Mutter ins Auge. Sollte gerade die Autorin, welche die Beschreibung eines „ästhetischen Thees“ mit aromatischem Duft umgibt, eine Kaffeegesellschaft mit lebenswürdiger Gemüthlichkeit schildert, ein lucullisches Mal mit der Gewandtheit eines französischen Koches entwirft, die uns aus der Kinderstube so hübsche, der Natur abgelassene Bilder bringt — sollte die in ihrem eigenen Hause ganz wirtschaftsunfähig sein? Kaum denkbar! Wenn sich die Schriftstellerin auch nicht um die Details der Kochtöpfe und die kleinlichen Vorgänge in der Dienstmädchenstube kümmert, so kann die ganze wohlgeordnete Häuslichkeit sehr wol unter ihrer umsichtigen und das Ganze ins Auge fassenden Leitung prosperiren, und das Menu ihrer Tafel wird gewiß jeder Zeit richtig zusammengestellt sein.

Das Vorurtheil, daß gelehrte Frauen keine guten Mütter sein können, ist längst widerlegt durch die praktische Anwendung der Erziehungsgrundsätze, vermittelt welcher sie auf den Entwicklungsgang ihrer berühmten und tüchtigen Söhne und Töchter Einfluß übten. Also auch in dieser Beziehung kann der Begriff „Blaustrumpf“ nicht stichhaltig sein.

Und nun endlich die Frau als Repräsentantin jener wunderbaren Anziehungskraft des „Ewigweiblichen“ — sollte davon gerade die schriftstellernde Frau ausgeschlossen sein? Die Literaturgeschichte enthält unzählige Beweise des Gegentheils. — Frauen, die in lieblichen Worten die Sehnsucht, das selige Erwachen wonniger Gefühle, das bräutliche Entzücken verherrlichen, die durch feurige Darstellung berausender Scenen unsere Pulse beflügeln, und sojendes Liebesgeflüster mit Sirenentönen uns ins Herz schmeicheln, die durch alle Umwege und Kämpfe die Liebenden ihrer Romane vereinen und sie zum Altar führen, selbst auf die Gefahr hin, daß dieser verjöhnende ihrer weiblichen Natur entsprechende Schluß manchmal die logische Lösung und psychologische Entwicklung ihrer Dichtung schädige, gerade die sollten zur höchsten Aufgabe des Weibes nicht geeignet sein? Wie unwahrscheinlich! Jede Frau ist in ihrer anmutigen Hilflosigkeit von der Natur auf die Ergänzung und Stütze, welche die Liebe gewährt, angewiesen. Die Dichterin wird sie wol um so weniger entbehren wollen, als sie durch ihren geistig höheren Standpunkt, ihre freiere unbefangene Anschauung dem Manne individuell näher steht. Also auch hier löst sich der Begriff „Blaustrumpf“ in Nichts auf.

Es ist nachgewiesen, daß gerade in den drei Hauptmomenten, welche die Schriftstellerin, fälschlich angenommen, das Weib ausschließen, die Bezeichnung „Blaustrumpf“ ganz unzulässig ist, und man kommt daher folgerichtig zu dem Schlusse, daß dieses ominöse Wort nicht dem Subjecte als solchem, sondern nur der Leistung und den damit verbundenen Ansprüchen desselben gelten kann. Es wäre daher billig, wenn das Wort durchaus einmal beibehalten werden soll, daß man nur eine sehr mittelmäßige, mit vieler Präension und lächerlicher Eigenliebe dargebrachte schriftstellerische Arbeit als eine „Blaustrumpfelei“ bezeichne.

Nun wird aber doch Niemand behaupten wollen, daß nur und ausschließlich die Frauen für ihre mittelmäßigen, krüppelhaften Geisteskinder eine glänzende Stellung beanspruchen; es verfallen ebenso viele Schriftsteller wie Schriftstellerinnen in diese producirende Eitelkeit und unbegründete Annäherung und stricken unermüdet an dem blauen Strumpfe ihres Eigendünkels. Es gibt demnach ebenso gut männliche wie weibliche „Blaustrumpfe“, und so manche Schriftstellerin dürfte dem Spötter, der ihre Arbeiten bekrittelt oder lächerlich macht, ein warnendes „Monsieur Blaustrumpf“ zurufen können.

U. Frank.

Vernichte nicht!



tritt das Würmlein nicht, das dort sich windet auf dem Weg, es spricht: Du kannst ein Leben wol zerstören, Doch wiedergeben kannst du's nicht.

D, laß die Blume still dort blüh'n, Gemüht dir nicht ihr süßer Duft? — Geraubt dem Zweig verwehlt sie bald. — Ihr süßes Leben sinkt zur Gruft!

D, kränke nicht ein treues Herz, Daß es in Qualen um dich bricht, Du kannst ein Leben lösch'n aus, Es wiedergeben kannst du nicht.

Vergib.



ehst du an einem Grab vorüber, Drin ruht ein Leben, dir einst lieb, Das oftmals dich gekränkt, gequält, D, dann vergib! D, dann vergib!

Und kommt ein Herz, das dich verlassen, Zu dem dich deine Seele trieb, Entblößt und arm an deine Pforte, D, dann vergib! D, dann vergib!

Und naht ein Wesen dir in Thränen, Das tief in Dankesschuld dir blieb, Und fleht dich reuig an um Milde, D, dann vergib! D, dann vergib!

S. Pain.

Ein Schlittschuhlauf bei Mondlicht.

Bellemer ist eine kleine amerikanische Stadt an den äußersten Grenzen von Canada, nahe der Urwaldsregion indianischer Heimstätten. Während des langen und strengen Winters wird hier mehr als irgend anderswo Schlitten gefahren und Schlittschuh gelaufen. Wölfe und sonstige wilde Thiere lungern außerhalb der Stadt herum und es hält schwer, sich hier ein gefelliges Leben und Treiben vorzustellen.

Bei alledem weiß man in Bellemer sehr gut zu leben. Man trägt daselbst Fracks und Paletots wie in Berlin und Wien. Die Männer sind gut gewachsen, groß, von kräftigem Schlage und gesundem Aussehen; die Frauen kleiden und schmücken sich ganz in dem modernen Geschmack ihres Geschlechts, und nichts ist im Winter in Bellemer so sehr en vogue wie Tanzgesellschaften und Schlittschuhpartien, die letzteren besonders bei Mondlicht.

Nach diesem belebten, vergnüglichen kleinen Ort kam an einem hellen schönen Wintertage ganz unerwartet Miß Maude Eastwood aus Boston. Die junge Dame war plötzlich auf den Einfall gerathen, sich durch einen Besuch bei ihrer Cousine, der Frau Farrerin von Bellemer, ein außerordentliches Amüsement zu bereiten und rasch wurde die „Hegira“ ins Werk gesetzt. Mrs. Mall war nicht wenig erstaunt, ihre lebenslustige Cousine mit einem haushohen Koffer und einer Menge von Reiseeffekten wie zu einem ewigen Aufenthalt ohne alle vorherige Anmeldung bei sich einrücken zu sehen. Doch Mrs. Mall wußte sich leicht in Alles zu finden und hieß ihre Verwandte herzlich willkommen.

Miß Maude wollte vor allen Dingen einmal so recht nach Herzenslust Schlittschuh laufen, worin sie excellirte. Vielleicht hegte sie auch die stille Absicht, einige canadische Stalps zu erobern, denn die junge Dame war daran gewöhnt, zu kommen, zu sehen und zu fliegen. Wenn auch keine eigentliche Schönheit, so wußte sie doch „Eindruck zu machen“. Ueberdem hatte sie langes, hippiges, goldfarbenedes und bis auf die letzte Locke eigenes Haar. Vermag uns eine Schönheit schon bei einem einzelnen Härchen zu lenken, wie sie will, wie viel mehr nicht mit einer solchen chevelure. Miß Eastwood wußte auch recht gut, daß ihre Stärke, wie die Simsons, in ihren reich flutenden Locken lag.

Das weibliche Bellemerer übte, wie sich von selbst versteht, Kritik, war darüber einig, daß die junge Dame nichts weniger als hübsch sei und bemäkelte überhaupt an ihr dieses und jenes; ihrem Haar aber konnte man nichts anhaben. Wer anderer Meinung zu sein wagte, war verblendet und wurde zu jenen bornirten Männern gezählt, die jedem hübschen Gesichtchen nachlaufen. Miß Eastwood konnte sich viel Vergnügen für die nächste Zeit versprechen. Diese stattlich gebauten Canadier mit ihrem hübschen, offenen und zwanglosen Wesen, ihrer unverhüllten Bewunderung und dem Wohlgefallen an ihrer Gesellschaft waren neue Errungenschaften für die junge Bostoner Dame, und was ihre canadischen Schwestern und deren unzweideutigen Ausbrüche der Eifersucht betraf, so lachte sie nur darüber und wußte sie bald durch allerhand zierliche Häkelarbeiten für sich zu gewinnen.

Der bei weitem hübscheste von Maude's Bewunderern und um Vieles bedeutender als alle Anderen war Alfred Glentheal. Er war ein eleganter Schlittschuhläufer und Tänzer und verstand es, Tenyson und Longfellow mit seiner volltönenden musikalischen Stimme köstlich vorzulesen; er war entschieden geistreich und sein Aeußeres wurde von entzückenden jungen Damen „wahrhaft hinreißend“ genannt. Mit diesen Vorzügen verband Glentheal eine seltene Bescheidenheit, ja er unterdrückte seine Verdienste und drängte sich bei Miß Eastwood's Erscheinen niemals vor. Es entging der jungen Dame keineswegs, welche Macht sie über ihn ausübte, und es schmeichelte diese ihrem Egoismus und Bogen würdige Eröberung, die sie sich durchaus nicht entgehen lassen wollte, ihrer Eitelkeit in hohem Grade. Dennoch wußte sie stets durch geschickte Wendungen, sobald Alfred irgend etwas, einem Complimente ähnliches, hatte sagen wollen, es in das gerade Gegenheil zu verkehren und ihn zu seiner eigenen Verwunderung aus dem Sattel zu heben. Aber er ließ sich nicht irre machen und blieb dabei, Miß Eastwood für das zauberndste Geschöpf, welches ihm jemals begegnet sei, zu erklären.

So standen die Dinge, als an einem Vollmondabend sich fast die ganze Gesellschaft von Bellemer auf dem Eise zum Schlittschuhlaufen versammelt hatte. Es war ein reizendes Durcheinander, diese rosigen, lachenden, leicht dahin gleitenden Mädchen und die hohen, in Pelze wohlverwahrten Männer, deren kräftiges Hallohufen in der Luft erschallte.

Miß Eastwood sah in ihrem enganliegenden blauen, mit Schwan besetzten Schlittschuhcopium, das koketteste aller Sammetmützen auf dem metallisch schimmernden Goldhaar, wahrhaft zaubernd aus, als sie, ein schelmisches Lächeln über die ihr unablässig folgende hohe Männergestalt auf den Lippen, grazios dahin glitt. Alfred, der fest entschlossen war, an diesem Abend eine Entscheidung herbeizuführen, wußte indeß die geschickte ihm Ausweichende und Entschlüpfende endlich doch zu erreichen und die wichtige Frage an sie zu richten.

Maude war momentan athemlos vor Staunen und Aerger, sich so in die Enge getrieben zu sehen; ihre Pulse schlugen fast zu schnell für ihre vermeintliche Gleichgiltigkeit. Aber diesen aufrichtigen Bewerber ein für allemal abzuweisen, das konnte sie nicht über das Herz bringen, ebenso wenig wie sie das entscheidende Ja auszusprechen vermochte; sie half sich jedoch aus der Verlegenheit, indem sie erwiderte: „Geben Sie mir zehn Minuten Vorprung, und können Sie mich dann noch einholen, so bin ich die Ihrige.“

Es galt also einen Erfolg zu erjagen, denn Maude wußte so schnell zu laufen, als habe sie Flügel an ihren Schlittschuhen; da sie es jedoch nicht anders haben wollte, so ging Alfred auf den Wettlauf ein. Rasch wie der Blitz, schoß sie nun auf die in der Mitte des Flusses liegende kleine Insel zu, um diese herum und an der anderen Seite hinunter. Alfred folgte ihr blindlings nach Verlauf der festgesetzten Frist, zögerte einen Augenblick an der Insel, wo die Wege sich theilten, und wählte dann jenen, den Miß Maude nicht eingeschlagen hatte. Diese, von einem angenehmen Sicherheitsgefühl durchdrungen, lief schnell weiter und fand es immer unbegreiflicher, daß sie nicht die Kraft besäße, dem jungen Manne auf der Stelle einen Korb zu geben. Er mußte ihr

doch mehr sein, als sie sich eingestehen wollte. Ihre Wangen glühten purpuroth, als sie sich seine Worte zurückrief; ihre Augen funkelten wie Diamanten in der klaren Winterluft. Sie war entzückt anzusehen, schade nur, daß Niemand sonst da war, sie zu bewundern, als die zu beiden Seiten ihres Weges stehenden hohen Fichten und der wie bereitetes Silber im Mondlicht glänzende Eispiegel. Es war taghell ringsum, nur da, wo der Fluß sich verengte, warfen die riesigen Bäume so dunkle Schatten, daß das Mädchen von einem leisen Schauer der Angst durchrieselt ward.

Maude kam gerade an einer dieser Stellen vorüber, als ein sonderbares Geräusch — eine Art von Geheul — ihre Aufmerksamkeit erregte und, um sich blickend, gewahrte sie etwas, einem großen Hunde Aehnliches, rasch auf sich zukommen. Im selben Augenblick schien sich alles Blut nach ihrem Herzen zu drängen; eine Eisestätte überließ sie, sie konnte kein Glied rühren. Es war ein Wolf, diese furchtbare Plage der canadischen Wildniß, und Schrei auf Schrei durchdrang die Luft bei dieser schrecklichen Wahrnehmung. Sie lief — lief wie nie zuvor, denn es galt ihr Leben, aber die Entfernung zwischen ihr und dem Raubthier ward immer kleiner — schon hatte es sie erreicht und ihre Kräfte waren im Erlöschen.

Da theilte sich plötzlich das Gebüsch an ihrer Seite und eine menschliche Gestalt sprang rasch hervor, der Knall eines Feuergewehrs folgte unmittelbar darauf, und — der Wolf sank mit zerschmettertem Schädel zu Boden; gleichzeitig aber brach auch das junge Mädchen, in der Meinung tödtlich getroffen zu sein, zusammen. Der Retter näherte sich. Aber leider war es nicht Alfred, der Maude jetzt vom Eise erhob. Dieser befand sich wenigstens eine viertel Meile weit davon und eben im Begriff, umzukehren, um auf der andern Seite der Insel sein Heil zu versuchen.

„Ugh!“ grunzte der stämmige Indianer, welcher das bewußtlose Mädchen, als ob es der erlegte Wolf wäre, über die Schulter warf und neugierig ihr lang herabhängendes, goldenes Haar betrachtete.

„Weiße squaw hübsch,“ murmelte der Sohn des Waldes; „aber weiße squaw zu nichts nuß. Rothe squaw arbeitet, weiße squaw We-to-chee anlächeln soll.“

In dieser angenehmen Aussicht trottete Herr We-to-chee, auch „der große Donner“ genannt, festen Schrittes seinem Wigwam zu, um die rothe squaw von ihren veränderten häuslichen Verhältnissen zu benachrichtigen. Diese würdige Dame hatte bisher die grobe Arbeit verrichtet, aber sie hatte auch das „Anlachen“ bejorgt. Die projectirte Theilung konnte keinesfalls nach ihrem Geschmack sein. Es war ein großes Weib mit plumpen Zügen, niedriger Stirn und schmalgeschlitzten Augen, aus denen mit einem nichts weniger als liebenswürdigen Ausdruck lauernde Blicke hervorschossen.

Auch lächelte die Frau nicht im mindesten, als ihr Herr Gemahl mit seiner Last hereintrat, die er alsbald in einer Ecke auf einen zur Lagerstätte aufgeschichteten Haufen von Fellen niederlegte. Wäre es ein Thier gewesen, so hätte er Frau We-to-chee hinausgeschickt, es aufzuheben und heimzubringen, da es aber ein hübsches weißes Mädchen war, so hatte er sich herabgelassen, es selbst zu tragen.

Ohne alle weiteren Umschweife gab er Madame We-to-chee zu verstehen, daß diese Weiße seine zweite Gattin sein solle, jedoch ihrer goldenen Haare wegen in seinem Herzen die erste, wobei er mit seiner großen breiten Hand über die Goldflut tätschelte, ohne Madame We-to-chee's Blicke dabei zu beachten; diese würden ihm sonst eine Warnung gewesen sein, ihr das weiße Mädchen allein zu überlassen, was er jetzt wirklich that. Er hatte noch den zweiten Theil seiner Jagdbeute, den Wolf, herbeizuholen, und bedeutete seiner Gemahlin, die Dhmächtige unterdessen ins Leben zurück zu rufen. Nach diesem Auftrag verstand der riesige Indianer in dem Dunkel des Waldes.

Als der Mann fort war, setzte sich die kupferfarbene Dame mit herausgezogenen Knien und vorgebeugtem Haupte zu ihrer Nebenbuhlerin, diese unverwandt mit Blicken, denen die Macht, Todtes zu beleben, verliehen schien, anstarrend, denn Miß Maude öffnete die Augen und stieß einen Schreckensschrei aus, als sie sich in so unympathischer Gesellschaft sah.

Madame We-to-chee lächelte boshaft und antwortete nicht ein Wort auf Maude's Fragen: wo sie sich befinde und wie sie hierher gekommen? Entweder verstand sie die Sprache ihres unwillkommenen Gastes wirklich nicht, oder sie wollte sie nicht verstehen.

Eintrieres Anblicken ist lästig, aber nicht todbringend, und so richtete sich denn auch Miß Maude, verwundert umherblickend, von ihrem Lager auf. Sie erkannte, daß sie sich in einem indianischen Wigwam befinde, ohne sich darüber klar zu werden, wie sie hierher gekommen sei und wie sie es anzustellen habe, wieder zu ihren Freunden zu gelangen.

Noch war sie unschlüssig, was unter den obwaltenden Umständen das Beste sein möchte, als Madame We-to-chee mit ihrem Entschluß bereits aufs Reine gekommen war, indem sie aus einem Futterale eine große Scheere hervorzog und sich damit dem zum Tode erschrockenen Mädchen näherte.

Maude fiel in Todesangst auf die Knie und bat und flehte, ihrer zu schonen; aber die Indianerin verhaarte im finsternen Schweigen und bemächtigte sich der goldenen Locken.

Weinend verbarg die Arme ihr Gesicht in den Händen; glaubte sie doch, der letzte Augenblick sei jetzt für sie gekommen. Da hörte sie die Scheere in ihrem Haare knirschen — eine der blonden Locken nach der anderen fiel, bis sie zu Haufen am Boden lagen.

Das tolle Weib vollbrachte das Werk, vom Standpunkte eines Friseurs betrachtet, nicht eben künstlerisch, aber dafür um so gründlicher, hoffte sie doch dadurch Herr We-to-chee wieder zur Vernunft zu bringen. Miß Eastwood schluchzte laut, weil sie fühlte, daß mit diesem Lockenraub ihrer Siegesmacht der Todesstoß verkehrt sei. Madame We-to-chee lächelte triumphirend. In diesem Augenblick stürzte Glentheal, der bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte, sein Liebchen wiederzufinden, blaß und erschöpft herein.

Mit einem Aufschrei des Entzückens und mit den Worten: „Oh, bringen Sie mich fort von diesem furchtbaren Weibe!“ warf sich Maude in die ihr entgegen gebreiteten Arme.

Die Indianerin blickte abwechselnd auf die Weiden, und als sie die Sachlage durchschaute, reichte sie kaltblütig dem Liebhaber die vom Boden aufgerasteten goldenen Haare. Maude griff hastig darnach; konnte doch — und das war

wenigstens ein kleiner Trost für sie — noch ein prächtiger Chignon daraus hergestellt werden. Diese großartige Freigebigkeit war mehr, als sie von ihrer Wirthin — wenn diese den Namen verdient — erwartet hatte. Für Madame We-to-chee waren jedoch falsche Haarfrisuren unbekannt Größen; sie hatte durch ihr Geschenk nur höhnen wollen.

Die Rache war gelungen. Der weiße Mann befreite sie von ihrer unwillkommenen Nebenbuhlerin, und eine kurze Gardinenpredigt sollte dem auf Irrwege gerathenen We-to-chee wieder den Kopf zurechtsetzen. Nicht mehr als gern ließ sie daher die Liebenden, so rasch wie möglich, in Frieden ziehen. „Sehe ich ohne mein Haar nicht wie eine wahre Vogel-scheuche aus?“ waren die ersten Worte der Geretteten.

Mr. Glentheal's Antwort war zu lang, um sie hier wiederzugeben. Im Verlaufe derselben sagte er: „Nun werden Sie doch wohl zugestehen, meine geliebte Maude, daß ich Sie eingeholt habe?“

Maude konnte nicht Nein sagen, dachte aber, als sie mit einem wehmüthigen Blick auf die abgeschnittenen Locken nieder sah, es würde doch weit angenehmer gewesen sein, wäre es früher geschehen, als sie ihr Haar nicht in der Hand, sondern noch auf dem Kopfe trug.

Toilette und Mobiliar unseres Hauses.

Von den beiden Begriffen, welche den Vorwurf dieser Zeilen bilden sollen, hat der erste in unseren Spalten ganz vorzugsweise seinen natürlichen Rahmen; der zweite hat sich durch die Macht der Verhältnisse darin eingeführt und erringt sich einen immer sichereren und bedeutenderen Platz.

Es muß zugestanden werden, daß sich in der Neuzeit so wol der Luxus, wie der Geschmack in wirklich wohlthuender Weise mehr und mehr von der Disharmonie entfernt und in diesem Sinne mit mancher Tradition der Vergangenheit gebrochen haben. Wir werden uns zu erinnern wissen, daß es früher, hier und da sogar noch bis vor ganz kurzer Zeit, gar keine auffallende oder ungewohnte Erscheinung war, die äußerste Sorgfalt einer Frau für ihre persönliche Toilette mit ausgeprägter Gleichgiltigkeit gegen die Einrichtung, so zu sagen die Toilette ihres Hauses, verbunden zu sehen. Man konnte die graziossten, geschmackvollsten Costüme an ihr bewundern, unstreitig! — aber sie waren in hundert Fällen der einzige Ehrgeiz der Frau des Hauses. Wie selten erinnerte sich diese daran, daß die Toilette ihrer vier Wände, die Einrichtung ihres Daheim's, zum Mindesten dieselben Rechte an ihr Interesse und ihre Sorgfalt habe — wie selten wurde sie sich nur darüber klar, daß es vorzugsweise die Achtsamkeit auf die Harmonie und Anmuth der wohlthätigen Einrichtung sei, die so mächtig dazu beiträgt, der Familie das Haus lieb und wohlthuend zu machen!

In der Jetztzeit hat sich das geändert; wir können in der That beinahe die entgegengesetzte Bemerkung constatiren. Es will das viel sagen, aber man beschäftigt sich heutzutage häufig mehr noch mit dem Amentement und der Einrichtung seines Hauses, als mit der persönlichen Toilette — zum Mindesten läßt man diesen zweifachen Ausdruck des modernen Luxus mit einander Schritt halten. Man sieht, mit anderen Worten, die einfachsten Hauscostüme sich in prächtig möblirten Zimmern bewegen und man wird nur wenige Frauen finden können, die ihrem Anzuge eine auffallende Achtsamkeit widmen und sich dabei mit einer Wohnung begnügen, deren Vernachlässigung nicht mit ihren Falbalas, ihren Spitzen und langen Schleppen übereinstimmt.

Das instinctive Verlangen nach Harmonie, die Abneigung gegen störende, ja oft geradezu klägliche Contraste, nimmt eine immer ausgeprägtere Richtung an, und wir sind im Großen und Ganzen in der That so weit gelangt, daß wir von der thörichten, kleinlichen Eitelkeit, unsern Anzug zu einem Chaos von Kostbarkeiten zu machen, zu der unstrittig edleren Neigung übergingen, unser tägliches Leben und Wirken mit einem Rahmen zu umgeben, der so hübsch und so angenehm arrangirt wird, wie uns unser Geschmack und unsere Mittel eben gestatten.

Unsere Mittel! Hinsichtlich dieses Punktes herrscht indessen ein Irrthum, der weit verbreitet ist, oft durch Generationen vererbt und blind weiter bewahrt wird, und doch jeden Augenblick und von jedem Einzelnen so glänzend widerlegt werden kann: wir meinen die Anschauung, daß nur der Reichtum, zum Mindesten die behäbige Wohlhabenheit in den Stand setze, sich eine hübsche, wohlthätige, elegante Häuslichkeit einzurichten.

Diese Auffassung mag sehr bequem sein und in vielen Fällen als Entschuldigung gelten sollen; stichhaltig sind ihre Argumente indessen ganz und gar nicht.

Man kann sein Haus — wir können es erfahrungsmäßig versichern — bei der äußersten Einfachheit und Bescheidenheit der Verhältnisse zu dem hübschesten und lauschigsten Daheim gestalten, andererseits gibt es hundert und aberhundert Einrichtungen des Reichthums, die gemüthlich und traulich sein könnten ... wenn sie nicht eben gar so glänzend aussehön.

Man soll nie bedauern, die vollständige Einrichtung eines Hauses nicht im Ganzen und mit einem Schläge herstellen zu können. All jene unzähligen Dinge, die uns in unseren vier Wänden umgeben, um unsern Bedürfnissen zu genügen, unserer Bequemlichkeit zu dienen, unser Auge und unsere Phantasie wohlthuend zu beschäftigen, wir müssen sie, um uns unser Daheim angenehm und interessant zu machen, so zu sagen Stück für Stück uns aneignen — etwa wie die einzelnen Hälmchen, mit denen der Vogel draußen sein warmes Nest baut.

Die Gegenstände unserer Umgebung müssen unseren Geschmack und unsere Bedürfnisse documentiren; sie sind es, die von unseren Neigungen, unseren Vorzügen und Schwächen Zeugniß ablegen. Welcher Frau, die Interesse an der Literatur hat, wäre es so ganz unmöglich, sich mit der Zeit eine kleine Bibliothek von Lieblingsbüchern anzuschaffen, die, wohlgeordnet, ihrem Wohnzimmer einen freundlichen Anstrich gibt, welche Frau hätte nicht ein hübsches Piano zu placiren, irgend einen Kunstgegenstand u. a. an den rechten Platz zu bringen, einen Blumentisch zu pflegen oder mit Liebhaberei Hand-



Die Gartenlegerinnen. Originalzeichnung von Otto Erdmann.

arbeiten in den Vordergrund ihrer häuslichen Beschäftigung zu stellen... welche Frau vermöchte nicht ihren Neigungen in der Einrichtung ihres Zimmers auch einen bestimmten Ausdruck zu geben?

Das aufgeschlagene Buch auf dem Sophatisch, der angefangene Brief auf dem Bureau, die verschiedenen kleinen Körbchen mit Wollknäueln und Stüdmustern, der Strauß mit Lieblingsblumen auf dem Nähtisch — sie sind uns die Zeichen des Lebens und der Beschäftigungen der in diesen Räumen waltenden Frau, und Nichts ist trauriger und unwirlicher, als ein Zimmer, dem man die eben erst abgenommenen Schutzdecken und das kahle, vereinsamte Unbewohntsein ansieht.

Wir sind fanatisirte Feinde der sogenannten „guten Stuben“.

Nicht die prächtigste Einrichtung, nicht der kostbarste Schmuck an Decoration vermag diesen Räumen den Typus der Trostlosigkeit, Langeweile und beängstigenden Steifheit zu benehmen.

Unser Haus soll ein liebliches, harmonisches Ganzes sein — das kann man aber nicht improvisiren. Das Mobiliar, die Einrichtung desselben ist das Product eines ganzen Lebens. Hören wir doch nie auf, Etwas hinzuzufügen, weil unsere Bedürfnisse und Neigungen wandelbar sind, wie wir selbst, und jede einzelne ihren entsprechenden Ausdruck verlangt. So hat sich die augenblickliche „Gemisch-Mode“ im Ameublement, die der Franzose melange nennt, unserer Auffassung der stückweisen Erwerbung einer Einrichtung hold gezeigt und begünstigt dieselbe wesentlich. Man darf darin aber nicht zu weit gehen, man darf aus der Melange keine Confusion machen und seinem Hause den Anschein eines ungeordneten Möbelmagazins verleihen. Wir haben die Mode im Ameublement als solidarisirte mit der Mode in der Toilette bezeichnet. Ebenso wenig wie es sich empfehlen würde, den engen Futteralrock unserer gegenwärtigen Mode etwa mit den Bauschärmeln der dreißiger Jahre zu einem Kostüm zu componiren — wenigstens noch vor der Hand, wer steht für die Zukunft? — ebenso wenig darf man auch in der Einrichtung ein gewisses System der Uebereinstimmung außer Acht lassen.

Kococo-Möbel, zur Hälfte mit Korbgegenständen und Kirschbaummöbeln des ersten besten Zeitalters vermischt, könnten einen fatalen Eindruck machen — dagegen kann man zu solchem Mobiliar aus bestimmt ausgesprochener Epoche sogenannte „Phantasien“ hinzufügen, die das Zimmer behaglich machen, wie: Tabourets in jeder Größe, Polster von jeder Form, Puffs jeder Nationalität, kleine Consolen und Toasts jeder Art.

Ja, die Melange-Mode geht noch weiter. In einem unserer größten Berliner Magazine fanden wir vor kurzem einen Lehnstuhl aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., mit einem Gobelin derselben Zeit bezogen. Die Holzarbeit war prächtig, das Gobelin ein Entzücken für den Liebhaber, aber... die Stickerie für die Armlehnen fehlte. Diese waren ganz einfach mit dunkelgrünem Sammet bezogen und nicht nur, daß diese Lehnen auch nicht die allermindeste Störung des Ganzen abgaben, sie hoben geradezu den Effect des Gobelin und bildeten eine sehr wohlthuende Unterbrechung der Monotonie desselben. Wir erwähnen speciell dies Detail, weil es sich vielleicht zur gelegentlichen Nachahmung empfiehlt.

Dasselbe gilt hinsichtlich der augenblicklichen Freiheit, Vorhänge und Portièren von unzureichender Höhe und Weite in den verschiedenartigsten Zusammenstellungen zu componiren. Die Portièren und Gardinen gewinnen ganz besonders bei einem Wechsel der Wohnung eine große Bedeutung und bringen nicht selten in Verlegenheit.

Man überschätzt sie indessen in der Regel. Wir haben ja die Melange!

Hätten wir z. B. vier Stück Stoffgardinen — zwei für jedes Fenster — die ursprünglich von zwei niedrig angelegten Fenstern für vier hohe arrangirt werden mußten, so würden wir uns folgendermaßen einrichten, ohne die Mode zu kränken.

Bestehen die Bahnen der Gardinen — sie seien glatt, gestreift oder gemustert — aus zwei Breiten eines schmalen Stoffes, so wird die Naht aufgetrennt; enthält der Stoff doppelte Breite, so schneiden wir ihn, kalten Blutes, in der Mitte der Länge nach durch.

Bei dem Worte „Durchschneiden“ hören wir im Geiste einen wahren Chor von Entrüstungsäußerungen und Widersprüchen. Bemühen Sie sich nicht, meine Damen, wir kennen alle diese Einwände bereits auswendig. Wir wissen, daß für die Mehrzahl der Frauen das Zerbrechen eines größeren Stückes Möbelstoff zum Mindesten gleichbedeutend ist mit der entzwickeltesten chirurgischen Operation.

Ob diese wirtschaftlichen Scrupel im Allgemeinen einen Sinn haben, darf hier unerörtert bleiben, in dem speciellen Fall haben sie jedenfalls keinen. Welche Fülle von Arrangements der Vorhänge steht uns zu Gebote, auch wenn der Stoff in zwei Streifen vor uns liegt, und ist die Doppelbreite auch durchschnitten — was hindert uns, falls eine spätere Veränderung dieselbe wieder wünschenswerth machen sollte, ganz einfach die Zwischennaht anzuwenden?

Wir haben also von den vier Vorhängen, welche die Garnirung zweier Fenster bildeten und jetzt für vier höhere arrangirt werden sollen, acht Streifen gewonnen. Da dieselben nun aber um die Hälfte zu schmal wären, wollten wir sie, also reducirt, zur Anwendung bringen, so fügen wir an jeden dieser Stoffstreifen eine halbe oder ganze Breite — je nachdem das die räumlichen Verhältnisse nothwendig machen — eines zweiten Stoffes an, der wol in Uebereinstimmung mit der Farbe des ersten, indessen von etwas hellerem Ton oder abweichender Schattirung gewählt werden muß, um dem ursprünglichen Vorhängen noch einen modernen und aparten Anstrich zu geben, indem sie dieselben vervollständigen.

Und dazu sind nicht etwa kostbare Stoffe nothwendig! Der Stoff zur Ergänzung der Streifenbreite kann einfach und billig gewählt werden. Für die schwersten Wollen- oder Seidenrippe genügt ganz slichter Wollen-Croisé, für die Vorhänge von Perse würden wir sogar Satinette vorschlagen. Der zweite Stoff wird unterhalb des Randes des ersten angenäht, und während dieser zu beiden Seiten an der Wand herabfällt, wird jener zu einem graziosen Halbvorhang nach vorn arrangirt.

Die etwa fehlende Länge wird durch ein Lambrequin geschaffen. Wir hätten so unsere Vorhänge allerdings frevelhaft zerchnitten, gewiß... aber wir hätten in der größten Einfachheit das Geheimniß gelöst, aus zwei Fenstern alter Gardinen vier andere mit modernen und eleganten Vorhängen versehen zu haben.

Noch eine Decoration unseres Zimmers in diesem Ge-

schmack bleibt uns übrig; sie wird häufig von Stoffresten der Portièren, Möbelbezüge und Fenstervorhänge ausgeführt werden können.

Diese oder jene Häuslichkeit weist Spiegel auf, deren Rahmen im Laufe der Jahre schlecht wurden, und wieder dürfte es der Wohnungswechsel sein, der diesen Umstand hie und da besonders auffällig machte. Pariser Tapezierer haben schon vor Jahr und Tag damit begonnen, die Barockrahmen der Spiegel durch elegante Stoffdraperien zu ersetzen. Warum sollten wir diese Mode in solchem Maße nicht eifrig acceptiren? Man nimmt also den Stoff der Zimmereinrichtung entweder in demselben Farbenton, oder auch einer etwas abweichenden Schattirung, ganz nach Belieben, und bildet aus gefällig gezogenen Falten und Puffen den Rahmen, dessen Breite durch die Verhältnisse des Spiegels gegeben wird. Niedliche Quastenfransen und zierliche eisilzte Nägel befestigen den Stoff an seinem Holzgestell. Auch überhaupt nicht, oder für unsere Einrichtung unpassend decorirte Kamine, die wir hier und dort in neuen Wohnungen vorfinden, werden in dieser Manier umgarnirt und zu unseren Möbeln, Vorhängen und Spiegeln in harmonische Beziehung gesetzt.

Unsere Illustrationen.

Nathalie Petrowna, seit dem 18. October v. J. Fürstin von Serbien, stammt aus Odesa, wo ihre Familie eine hohe Stellung einnimmt. Sie ist zweifellos eine sehr schöne und graziose Dame, faust und harmonisch



in allen ihren Bewegungen; auch versteht sie es, sich vorzüglich zu kleiden. Ihr dunkles Haar ist in äppigen Flechten diademartig über dem Scheitel arrangirt. Die orientalischen tiefen Augen sind von langgeschweiften Augenwimpern umschattet und ruhen gleich schwarzen Perlen in einer zartgefärbten Einfassung. — Seitdem die Prinzessin den Thron von Serbien bestiegen, hat sie, wie allgemein anerkannt wird, das Herz ihrer Unterthanen zu gewinnen gewußt. Die Fürstin ist in der That sehr populär, nicht bloß in Belgrad, auch in dem ganzen Lande, und diese Popularität dürfte eines Tages eine große Stütze für die Dynastie von Orenovitch sein. Die Fürstin Nathalie beschäftigt sich wenig oder gar nicht mit Politik, dennoch machte sich ihr Einfluß auf den Konal von Belgrad schon zu verschiedenen Malen geltend. Mit jenem sichereren Takt und biegsamen Geiste, welcher überall und in allen Verhältnissen die bedeutenden Frauen charakterisirt, hat auch Fürstin Nathalie es verstanden, so manche Wirren zu lösen und manche drohende Gefahr abzuwenden. Auf zarte Weise, scheinbar absichtlich, hat sie Umäuerungen herbeizuführen gewußt, welche alle Welt für unmöglich hielt und Feindschaften aufgehoben oder doch gemildert, die man für unversöhnliche erachtete.

Die Kartenlegerinnen im Walde. (Zu dem Bilde von Otto Erdmann.) Die jungen Damen haben sich von der Gesellschaft entfernt und ein stilles Plätzchen im Walde aufgesucht, wo sie sicher vor jeder Störung, vor jedem unbenutzten Zuschauer so recht nach Herzenslust ihrer kleinen Liebhaberei — dem Kartenlegen — sich hingeben können. Auf den bemosten Steinen liegen die bunten Blätter, deren mystische Sprache zu deuten die mittlere der drei Damen im Vordergrund des Bildes übernommen, indem sie, prophetisch lächelnd, die Zusammenstellung der Karten zu erklären sucht und die Blicke ihrer Zuhörerinnen sich in Erwartung spannen. Gleichsam über der Situation schwebend, den Blick zu der Gruppe gefenkt und still des Zufalls Spiel verfolgend, das Köpfchen an den Baumstamm gelehnt, den Lippen Schweigen gebietend, nimmt die vierte der Waldgängerinnen die Stellung einer Beobachtenden ein. — Der Moment, den der Künstler zur Darstellung gewählt, ist der inhaltschwere vor der Entscheidung. Bis jetzt scheint die Constellation eine günstige, aber noch hält die junge Kartenlegerin einige Blätter verdeckt in der linken Hand, indem sie mit dem Finger der rechten auf das bereits Enthüllte der Zukunft deutet, und bewundernswürdig ist bei den vier jugendlichen Gestalten das in einem Gedanken Zusammenstrebende gezeichnet, wodurch der Beschauer sich gleichsam in das Interesse der Frage verwebt fühlt. Welche wird die Erste sein, die aus dem Mädchenkreise scheidet, wer wird sie heimführen, und wird sie glücklich sein? Wird sich keine Piquebade zwischen die Herzen drängen, keine böse Sieben sich in das Spiel mischen? Unerlöschlich ist der Wunsch, zu wissen und zu schauen, und sehr glücklich ist der Gedanke, gerade die Waldbenämtheit für das Befragen des Schicksals zu wählen. Immer aufs Neue werden die Karten gemischt, aufgelegt und befragt, bis endlich die Antwort dem heimlichen Verlangen entspricht. Diese Thronerei, mit welcher das Orakel gezeitungen wird, sich den Wünschen und Hoffnungen der Erwartenden zu fügen, müssen wir dem schönen Geschlecht zu gut halten. Will doch die Frage an das Schicksal dem Ideal männlicher Vollkommenheit, welches den Glanz der Liebe in das weibliche Leben strahlen, und mit dem vereint der häusliche Herd erdichtet werden soll. — Tiefers sinkt die Sonne, schon lagern dunkle Schatten über dem Walde und noch träumen und sinnieren die Mädchen, aber endlich haben die Karten doch jedem das Seine gegeben. Mit heitrem Blick in die Zukunft schauend, wandeln sie plaudernd heim; aber ihr letztes Wort beim Scheiden ist die Verabredung eines neuen Zusammenkommens an der lausigen Stelle, um mit dem Geiste der Wahrsagung Zwiesprache zu halten; denn es ist gar zu verlockend, den Schleier ein wenig zu heben, um zu erfahren, woran man so gern glaubt. Die Sterne fügen nicht, sagt das Sprichwort, und für die Kartenlegerinnen im Walde sind die Blätter der Weissagung die verheißungsvollen Sterne, die nicht trügen.

Das Negligékleid aus weißem Batist, welches wir auf erster Seite dieser Nummer veröffentlicht, ist mit in Falten gereihten Volants und Puffen von gleichem Stoff ausgestattet. Die Volants sind theils mit Blüschfrühen vom Stoff des Kleides begrenzt, theils mit Stickerei verziert. Gestrichter Einsatz und gestickte Frisuren, sowie Schleifen von mattblauem Grosgrainband bilden die Garnitur der Jacke.

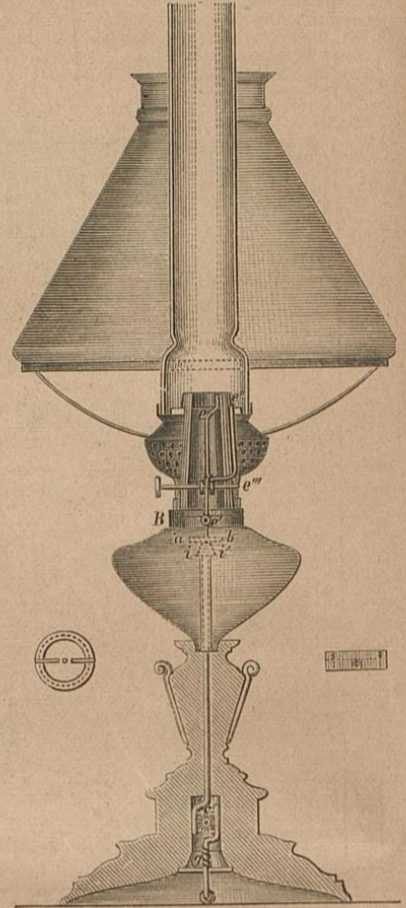
Wirtschaftsplaudereien.

C. Cohn's patentirte Sicherheits-Petroleum-Lampelampe. (System Müller.) Unbestritten hat sich zur Zeit das Petroleum durch Wohlfeilheit und Leuchtstärke überall den ersten Platz als Beleuchtungsmaterial erobert. Leider ist aber die Furcht vor Explosionen der Petroleumlampe so eng mit seinem Namen verknüpft und findet alljährlich in neuen Unglücksfällen so vielfach neue Nahrung, daß jeder Fortschritt in der Technik, der diese Furcht vermindern macht, das allgemeinste Gegenkommen bei Publikum und Behörden finden wird. Zwei Hauptursachen machen das Petroleum in unseren Lampen gefährlich: 1) wenn unsere gewöhnlichen Lampen durch Unvorsichtigkeit umgeworfen oder zertrümmert werden, brennen sie weiter und das ausfließende Petroleum findet überall als Docht wirkende Stoffe, die sich dabei entzünden; 2) ist das Petroleum nicht gehörig von leicht entzündlichen Antheilen (Benzin) gereinigt oder gar gewissenlos mit diesen Stoffen verunreinigt — beides kommt nur zu häufig vor*) — so sammeln sich beim Erwärmen der Lampe über der Oberfläche des Petroleum's entzündliche Dämpfe, die leicht zu Explosionen führen können.

Diese Gefahren sind durch die neue patentirte Sicherheitslampe, die wir unseren Lesern heute vorführen, vollkommen beseitigt, und zwar weil

- 1) ein besonderer Mechanismus dafür sorgt, daß die Lampe sofort erlischt, sowie sie umgeworfen oder auch nur schräge gehalten wird, und
- 2) weil durch eine passende Ventilationsvorrichtung der Sicherheitslampe die entzündlichen Gase sofort aus dem Petroleumbehälter abgeführt werden.

Auf welche Weise dies erreicht wird, soll die nachstehende Beschreibung und Durchschnittszeichnung der Sicherheitslampe darlegen. Außerlich ist die Sicherheitslampe nicht von unseren Petroleum-Zimmerlampen unterschieden, der Petroleumbehälter ist aus Glas, und der zum Einlassen in den Fuß dienende Zapfen derselben ist durchbohrt. Der metallene Fuß der Lampe ist so modellirt, daß das Innere desselben zur Aufnahme des Triebwerkes benutzt werden kann. Das Triebwerk selbst besteht aus einem leicht beweglichen Mädchen o. welches seine etwaigen Bewegungen auf 2 Zahnstangen überträgt. Wird beispielsweise, wie es auch hier im vorliegenden Falle stattfindet, die untere Zahnstange durch die Federkraft, wie bei g aus der Skizze ersichtlich, nach unten getrieben, so schiebt die andere Stange nach oben, drückt gegen das Plättchen e'' und bewirkt eine Aufwärtsbewegung des im Brenner befindlichen Gefäßes e' e' e''. An dem Gefäße sitzen nun zwei, mit demselben bei e und e'' verlöthete concentrische Ringe, die bei dem Emporsteigen des Gefäßes die Flamme völlig einschließen und naturgemäß ein sofortiges Verlöschen derselben bewirken. Es ist selbstverständlich, daß sofort, wenn die Lampe aus ihrer Ruhelage gebracht wird, die Feder in Wirksamkeit tritt und ein Verlöschen der Lampe erfolgen muß. Beim Eingießen von Petroleum in die Wase könnte es leicht vorkommen, daß das Petroleum in die die Wase durchgehende Röhre hineinfließen würde. Um dieses zu verhindern, endigt die obere Zahnstange in einem trichterförmigen Mantel, i i', der die Röhre vollständig abschließt.



Sicherheits-Petroleum-Lampe.

von einem Zimmer in das andere verbracht werden, so genügt es für diesen Zweck, den hier in der Zeichnung nicht sichtbaren Knopf bei c — derselbe ist an die Nadelwelle des Mädchens c angeschraubt — mit dem Finger fest anzudrücken oder durch mehrmaliges Umdrehen desselben die Wirksamkeit der Mechanik aufzuheben. Im entgegengelegten Falle, d. h. wenn die Lampe verlöschen soll, ist nur ein Emborheben der Lampe vom Standort erforderlich; eine kleine Neigung (wenn sie unfaullen will) verloscht sie schon. Einer leichten Ermüdung der Petrolgale wird durch ein eingeschobenes cylindrisches Zwischenrohr B (Ventilationsrohr) vorgebeugt. Derselbe ist mit zwei sich einander gegenüberliegenden Öffnungen versehen, mittelst welcher die Gase, da sie leichter sind, als die Atmosphäre, ohne Hinderniß entweichen können, so daß jeglicher Explosionsgefahr vorgebeugt ist. Das Einfüllen des Petroleum's geschieht in bisher üblicher Weise. Die Sicherheitslampe ist dem Erfinder in den deutschen Staaten, Preußen, Baiern, Sachsen u. s. w., ebenso im Auslande patentirt und wird von der Cohn'schen Fabrik für Haushaltungsgegenstände in Berlin einfach und elegant ausgestattet, mit Flach- und Rundbrenner in verschiedenen Größen hergestellt. Das Magazin des königlichen Hoflieferanten C. Cohn in Berlin, Hausvogteiplatz 12, liefert freie neue Zimmerlampe für 8 bis 14 Mark, Salonlampen in eleganter Ausstattung für 17 bis 20 Mark das Stück; Zeichnungen, Prospekte und Preislisten werden von derselben Handlung verandt.

Soll nun ein Verlöschen der Lampe beispielsweise beim Umhertragen von einem Zimmer in das andere verhindert werden, so genügt es für diesen Zweck, den hier in der Zeichnung nicht sichtbaren Knopf bei c — derselbe ist an die Nadelwelle des Mädchens c angeschraubt — mit dem Finger fest anzudrücken oder durch mehrmaliges Umdrehen desselben die Wirksamkeit der Mechanik aufzuheben. Im entgegengelegten Falle, d. h. wenn die Lampe verlöschen soll, ist nur ein Emborheben der Lampe vom Standort erforderlich; eine kleine Neigung (wenn sie unfaullen will) verloscht sie schon. Einer leichten Ermüdung der Petrolgale wird durch ein eingeschobenes cylindrisches Zwischenrohr B (Ventilationsrohr) vorgebeugt. Derselbe ist mit zwei sich einander gegenüberliegenden Öffnungen versehen, mittelst welcher die Gase, da sie leichter sind, als die Atmosphäre, ohne Hinderniß entweichen können, so daß jeglicher Explosionsgefahr vorgebeugt ist. Das Einfüllen des Petroleum's geschieht in bisher üblicher Weise. Die Sicherheitslampe ist dem Erfinder in den deutschen Staaten, Preußen, Baiern, Sachsen u. s. w., ebenso im Auslande patentirt und wird von der Cohn'schen Fabrik für Haushaltungsgegenstände in Berlin einfach und elegant ausgestattet, mit Flach- und Rundbrenner in verschiedenen Größen hergestellt. Das Magazin des königlichen Hoflieferanten C. Cohn in Berlin, Hausvogteiplatz 12, liefert freie neue Zimmerlampe für 8 bis 14 Mark, Salonlampen in eleganter Ausstattung für 17 bis 20 Mark das Stück; Zeichnungen, Prospekte und Preislisten werden von derselben Handlung verandt.

*) Man vergleiche unsere Auseinandersetzungen hierüber auf S. 381, Jahrg. 1871 des Bazar.

Logogryph.

Was ist's, wovon so warm der Dichter singet, Und was die Brust durchdringt sonnenklar? Das wie ein Gruß des Himmels zu dir bringet, Und wie die Rose duftet wunderbar? Noch heute schafft es Jedem süße Stunden, Wenn auch veränderlich der Menschen Sinn, Und Säng' er nicht, wie einst zum Kampfe verbunden, Bettelstern ringen um des Lohns Gewinn.

Verwandelt du in meines Wortes Rahmen Der Reichen letztes, gibst ihm andern Klang, Erhältst du einen holden Mädchenamen, Dem Schiller's Mufe heit're Berse sang, Und sicherlich wirst du nicht lange fragen, Wenn du das erste Wort enträthelst hast, Verwandt sie beide gleiche Deutung tragen, Von Amors Nojentränen eingefaßt.

Und tönt ein neuer Laut just in der Mitte, Den Namen trennend, er den zweiten schafft, Führt dieser dich mit leichtem Flügelstreich In's Sagenbündel der Titanenkratt, Wo Oßian waltet, in den nord'schen Reiden, Aus Licht und Wolken seine Helben weht, Und eine Jungfrau, zart und ohne Gleichen, Der grauen Dämm'ung morgens schön entschwebt.

Auflösung des Logogryph Seite 278. Kamin. — Armin.

Rebus.



man nach dem Verlöthen die Büchsen (große 3/4, kleine 3 Stunden lang) im Dampfbad und läßt sie langsam abkühlen. — Hausfrau in Gr. O. Alter...

Verschiedenes. A. S. in R. Das Können bleibt recht oft hinter dem Willen zurück, besonders bei dem Verleihen. — Anonym. Die...

blättern ist das „Berliner Fremdenblatt“ das bei Hofe gelebte Blatt. — S. Sch. in Unterw. Dergleichen Zusammenstellungen von Worten mit...

Literatur und Kunst. Vom deutschen Rhein. Das geschichtliche wie romantische Interesse, welches nicht nur jeder Deutsche, auch die...

gestellt und bei Eintritt der Frosttemperatur angezündet. Im Esch sind in den letzten Jahren ähnliche Versuche mit verschiedenen Räucherungs-

Haushalt und Küche. G. W. in M. Um aus einer weißen Marmorplatte Fettflecken wegzuschaffen, kann man sich der Wasserlauge bedienen; man bestreicht mit dieser weichen Seife die Flecken, läßt sie ein...

Advertisement for Frister & Rossmann's Familien-Nähmaschinen, featuring an image of a sewing machine and text describing its quality and price.

Advertisement for Emil Halbarth's Sewing Machines, featuring an image of a sewing machine and text highlighting its improvements and availability.

Advertisement for Rückgratsverkrümmungen and Glafey-Nachtlichter, including details about Prof. Dr. Ulrich's Heilanstalt and the manufacturer G. A. Glafey.

Advertisement for L. Meder in Heidelberg, specializing in Horn-Holzwaren and other decorative items.

Advertisement for Prima Taschen-Sänge-Matte by F. B. Grünfeld, describing its benefits and availability.

Advertisement for Van Buskirks Sozodont, a dental hygiene product, featuring an image of the product and text about its effectiveness.

Advertisement for the latest invention (Neueste Erfindung) by Heinrich Lemcke, related to gold and silver.

Advertisement for Hartenstein's Leguminose, a medicinal product, with text describing its uses and manufacturer.

Advertisement for Das Geheimnis coffee, featuring an image of a coffee pot and text about its unique flavor and health benefits.

Advertisement for Heuser's Nähstich-Scheeren-Garnitur, featuring an image of a sewing kit and text about its quality and price.